



Also Professor Bahnhofs. Dann kam erst der Bahnhof  
Andererlag und dann... aber da stand in ihre Gedanken.  
Es ging wie ein Blitz durch ihren Kopf. War es denn nicht  
am besten, sie hier schon am Alexanderplatz auszu-  
lassen? Dann konnte sie die Dampfkammer auf dem Friedrichshagenbahnhof nach  
Ihr suchen...

Zu langer Heberlegung war keine Zeit. „Alexander-  
platz!“ rief sie laut aus. Die Türen trafen sie und klopften.  
Elli drückte ihr Handflächchen an sich, stieg aus und nichte sich  
rasch in den Menschenstrom. Es spürte sie das Klopfen ihres  
Herzens am Hals. Eines Augenblicks blieb sie erschöpft stehen.  
Da rief sie der Zug für sie.

Nun war keine Gefahr mehr. Elli ließ sich von der  
Welle der Menschen treiben. Sie sah, daß sich die meisten  
von einem Schutzmann blanke Frauen geben ließen. „Ge-  
päckträger!“ rief einer. Jetzt forderte Elli auch eine Karte.  
„Gepäck oder offen?“ fragte der Schutzmann. „Offen,“ ant-  
wortete Elli mit zitternder Stimme. Ihr war flüchtig zu  
Mut.

Sie hielt das stählerne Metall fest in der Hand und folgte  
wieder den übrigen. Ein weißer Platz lag vor ihr; dort  
helle weiße Augen blinzelten in der Abenddämmerung; ein großes  
Frauen wurde hörbar, da wußten nun erdrückendes schmerz-  
liches Angeln. „Kleines Kind!“ rief sie in der Abenddämmerung hinein,  
durch deren Kreise- und Übergänge schwarze Menschengestalten  
wie Ameisen ließen.

„Welche Nummer, Fräulein?“ fragte sie ein Gepäck-  
träger. Er hatte ihr schon die Karte aus der Hand ge-  
nommen. „Taufenddreihundertacht!“ brüllte er. „Kommen  
Sie man, Fräulein.“ Elli blieb ihm dicht auf den  
Fersen. Sie wand sich zwischen Wagen und Pferden hindurch.  
„Taufenddreihundertacht!“ rief sie eine andere Stimme. Der  
Kaufherr zog mit einem Hund seinen Pferde die Leder vom  
Rücken. „Aber Gepäck nicht?“ fragte er. „Geben Sie kein  
Gepäck, Fräulein?“ wiederholte der Träger.

„Nein,“ antwortete Elli. Und dann sollte sie tief  
Atmen, schaute den Kaufherr fest an und sagte: „Fahren  
Sie mich nach dem Anhalter Bahnhof, Kaufherr.“

Der Mensch brummte etwas in seinen Jochelbart, rief  
„Hüh,“ ruderte an der Leine und trat sie mit der Peitsche.  
Der Gepäckträger aber machte ein verwunderliches Gesicht. Er  
hätte von Rechts wegen ein kleines Trinkgeld erwartet und  
keins bekommen.

Elli schlopfte wieder Mut. Es ging alles ganz gut. Nun  
sah sie nach dem Anhalter Bahnhof; dort brauchte sie bloß  
ein Blick nach rechts in den Wagen zu fordern. Aber ganz  
plötzlich lag ihr das Herz weh. Der arme Dienermann!  
Wie würde er sie vergeblich suchen! Und welche Angst be-  
kommen, wenn er sie nicht fand, und Unsel und Tante...  
Elli drückte beide Hände gegen das schmerzende Herzchen. Sie  
wurde sich jetzt erst der Folgen bewußt, die ihre Flucht nach  
sich ziehen mußten. Der arme Dienermann! Sicher, daß er  
keine Stellung verlor. Vielleicht stellte man ihn gar in das  
Gefängnis. Sie hielt es sich auch vor, wie verzeihst Unsel  
und Tante über ihr rätselhaftes Verschwinden sein würden —  
und wie empört, wenn die Wahrheit an den Tag käme.  
Und dabei kam ihr wieder zu Sinn, was die Aktivistin ge-  
sagt haben hatte: Was eine Dumme! die sie dir nie ver-  
zeihen können — dann holen sie dich gewiß nicht zurück...

Nein — nicht zurück in die Kiste und die Freundlosigkeit!  
Dann grau Elli! Aber der arme Dienermann sollte nicht  
unmöglich leiden. Unsel und Tante mußten wohl aufge-  
klärt werden; dann konnte man auch ein Wort der Ent-  
schuldigung für Dampfkammer finden. Alles das sollte Tante  
Maria befragen. Und immer wieder, wenn Elli an Tante  
Maria dachte, wie ihre Unseligkeit und es wurde ihr  
warm im Herzen, als hätte die feste Sonne hinein.

Die Drofsche hielt vor dem Anhalter Bahnhof. Aber  
mals kürzte die Gepäckträger herbei. Elli främte in ihrem  
Züchlein, daß es das Portemanteau hervor, suchte nach Geld  
für die Drofsche. Es dauerte lange. Noch andere Drofschen  
hielten hinter der ihren. „Na nun vorwärts!“ rief es aus  
einem Wagenfenster. „Sie geben Sie doch man her, Fräulein,“  
sagte der Kaufherr. Elli überließ es sich selbst.

Jetzt stand sie vor dem Mittelthor. „Bitte um ein  
Billet nach Karlsruhe in Baden,“ laute sie.

„E-n-a-h?“ fragte es hinter dem Schalter zurück.  
Elli war ratlos.

„Ein a es oder Re-out-Bille!“ wiederholte der Beamte,  
„Bloh hin,“ sagte Elli.  
„Welcher Klasse?“ Zweiter?  
„Ja, zweiter.“

Der Beamte tempelte die Karte ab. „Zweilunddreißig  
Mark neunzig.“ sagte er. Elli främte wieder in ihrem  
Züchlein. Aber innerhalb des Züchleins sah das Portemanteau  
monnaie ausgegangen und das Geld hatte sich zwischen  
Taschentüchern, Briefen und allerlei Krimskram verstreut.  
Die hinter Elli Schalter wurden ungeduldig; eine Dame mit  
grauem Mantel schimpfte laut. Ein Fein- und ein Zwanzig-  
markstück hatte Elli glücklos gefunden. „Schien noch zwei  
Mark neunzig,“ sagte der Beamte. „Es hat Hand wählte  
im Züchlein umher. Mein Gott,“ rief die Dame im grauen  
Mantel, „ich komme nicht mehr mit! Das dauert ja eine  
Ewigkeit!“ — Jetzt hatte Elli noch ein einzelnes Zehnpfennig-  
stück gefunden. Sie begann zu weinen.

Da hob eine Hand dem Beamten eine Banknote zu.  
„Zweiter Klasse, Karlsruhe, Baden, e-n-a-h,“ sagte eine  
Stimme hinter Elli; „leihen Sie den Restbetrag für die  
Kleine mit ab...“ Ein kurzes helles Aufschlagen. „Ich  
pumpe dir, Kind,“ für die Stimme dort, „wir fahren  
zusammen. Du wöhlen wir aber machen, so wir fortkommen  
— andre Leute müchten auch noch Willets haben...“  
Er riefte das herausgegebene Geld zu ihm, ließ es flimmern  
in die Tasche gleiten und drängte Elli aus der Barriere.

„Also auch noch Karlsruhe?“ fragte er.  
Elli nickte und schaute schüchtern zu dem Fremden auf.  
Es war ein junger Mensch; groß und schlank in seinem dunklen  
Schnurrbart und eine weiße Krawatte über der linken Wange.  
„Ab nicht ganz allein?“ fragte er wieder.  
„Ich bin ja bald dreizehn,“ erwiderte Elli.  
Der andre lächelte sein grünes Jägerhäutchen. „Ent-  
schuldigung, Demoielle. Wer der Jäger dreizehn habe ich  
immer Respekt gehabt. Kann ich Ihnen behilflich sein?  
Ich sage jetzt Sie — von weicher der Dreizehn. Von drei-  
zehn ab nehme ich jede Dame Sie.“  
(Fortsetzung folgt.)

### Zwangsmieter.

Humoreske von Wilhelm Herberich.  
(Nachdruck verboten.)

Als Theodor Anax eines Mittags nach Hause kam, er-  
öffnete ihm seine Frau in heller Verzweiflung, man habe vom  
Wohnungsamt hergeschickt; mit Rücksicht darauf, daß die Woh-  
nung für zwei Leute etwas zu groß sei, müsse mindestens ein  
Zimmer an Wohnungslose abgetreten werden; es handle sich  
dabei um ein gleichfalls kinderloses Ehepaar, das andern  
Tags einzuziehen werde — die Frau werde sich übrigens schon  
nachmittags persönlich vorstellen.

„Jetzt sind wir in den fünf Jahren, seitdem wir ver-  
heiratet sind, immer allein gewesen,“ jammerte Frau Anax.  
„Nun auf einmal — gar noch in diesen frohlichen Zeiten  
— sollen wir fremde Leute in die Wohnung nehmen, ganz  
willkürliche Personen, von denen wir gar nichts wissen —  
jedemfalls ein Paar arbeitslose Menschen. Natürlich mit der  
Frau auch noch die Küche teilend! Rein, eher gehe ich ins  
Baker!“

Theodor, dem die Sache natürlich sehr äußerst unangenehm  
war, bemühte sich, seine kleine Frau möglichst zu beruhigen;  
er sagte allerhand gegen seine eigene Heberzeugung, was  
man schon häufig Süßholz und Angenehmes bei solchen  
Gelegenheiten erlebt habe, wie nett es sein könne, wenn  
man den Winter über ein Paar arbeitslose Menschen in der  
Wohnung habe, mit denen man unter Umständen diese spär-  
liche Zeit sogar leichter extra — jedenfalls sei es Bürger-  
und Menschenpflicht... kurz und gut, er suchte alles Mögliche  
hervor, was ihm zur Sache einleitete, und hatte den Erfolg,  
daß seine Frau — als er wieder weggehen wollte — wesent-  
lich beruhigter war und mit Hammer Ergedenheit in ihre Schlep-  
pe dem Augenblick entgegen sah, in dem sich nachmittags  
die unbestante autänktliche Hausmutter einfinden würde.

Es ging denn auch nicht lange her, da kam sie. Es war  
eine Frau Nettig, eine angenehme sympathische Erscheinung,  
bescheiden, liebenswürdig, erst ein wenig verlegen, dann aber

rasch aufstehend, mit gutem Humor begabt... in einer halben  
Stunde gelassen sich die beiden eigentlich schon recht gut. Frau  
Anax sagte sich, daß der Verkehr mit einer so vernünftigen  
Gesellschaftsgenossin vielleicht aus sein würde habe. Hoffent-  
lich würde ihr Mann nicht ein recht eitelhafter Mensch sein.  
Die weitere Entwicklung ihrer Gedankenführung führte zu einer  
Einladung an die neue Mieterin zum Nachmittagskaffee, den  
die zwei Frauen miteinander tranken und dabei allerhand  
nette Aergernisse hatten.

Wie sie nun bei dem dampfenden Lieblingsgetränk aller  
Frauen einander gegenüber saßen, löste der Kaffee keinen  
alten Hauber gegen auch ihre Jungen. Man wurde ver-  
traut und vertraute und kam so ganz selbstverständlich auf  
das häusliche Glück zu sprechen.

„D“ — sagte Frau Anax mit einem gewissen ver-  
stehenden Augenblick — „ich bin ja sehr glücklich, wirklich  
sehr glücklich. Wenn auch — setzte sie etwas erstickend  
hinzu — vielleicht früher meine Träume ganz andere waren:  
Ich muß Ihnen ganz offen gestehen, Frau Nettig, ich hatte  
einmal ein anderes Ideal. Aber wir verstanden und nicht  
ganz und so wurde aus der Verwirklichung nichts. Da kam Theodor  
her, der in der Tat ein so lieber braver Mann ist, und ich  
heiratete ihn. Ich habe es bis heute nicht bereut. Aber  
hien und wieder nicht es doch wie ein leiser Schatten über  
mein Leben: Am Ende wäre ich doch mit dem anderen noch  
glücklicher, so ideal glücklich geworden.“

„Es ist nicht zu glauben,“ sagte Frau Nettig und schaute  
kesslich in ihre Tasse. „Es ist nicht zu glauben.“  
„Was ist nicht zu glauben?“ fragte Frau Anax außer-  
ordentlich neugierig.

„Es ist nicht zu glauben,“ wiederholte ihre neue Freun-  
din zu breiten Haaren. „Wie denn Sie mein eigenes Leben  
abphotographiert hätten. Genau das nämliche, was Sie da  
schildern, habe ich auch durchgemacht. Eine heiße, große  
Liebe — ein Schicksal infolge äußerer Umstände — eine gute  
mich durchaus betrieblige Heirat — aber doch hier und da  
der Gewissensbisse, die ganze Frage, der Selbstmord;  
Wacht du nicht am Ende mit dem anderen glücklich ge-  
worden?“

„Ist das möglich?“ rief Frau Anax in äußerstem Er-  
staunen. Nein, das ist wirklich nicht zum glauben. Ja, wie  
mich das freut! Das heißt, ich will fragen, welche Verwirklichung  
es mir gewährt, daß ich mit diesem merkwürdigen inneren  
Borgang nicht ganz allein auf der Welt dastehe, weil ich  
schon oft eingebildet habe — daß es noch eine zweite Frau  
gibt, die das gleiche durchgemacht hat. Frau Nettig, wir  
müssen Freundinnen werden.“

„Ich wüßte nicht, was mich glücklicher machen könnte!“  
sagte die andere aus tiefstem Herzen und so wurde denn der  
frühe gesunde Bund geschlossen, gegründet auf gemeinsame  
Lebensschicksal und Empfindungen.

Man vereinbarte, als man sich trennte, daß die neue  
Mieterin am nächsten Mittag mit ihrem Mann zum Essen  
kommen solle — dabei hielten sich die Herren auch keinen  
Kern und alles wußte sicher sehr nett werden.

Als Herr Anax abends heimkam, fand er seine Frau in  
einer jubelnden, angeregten und gehobenen Stimmung. Sie  
erzählte ihm daß Frau Nettig eine reizende, sehr nette Frau  
sei, daß sie sich vorzüglich verstanden — alles erzählte sie ihm,  
natürlich das nicht von dem gemeinsamen äußeren und in-  
neren Erleben.

Am nächsten Mittag fanden sich denn nun wirklich die bei-  
den Ehepaare zusammen. Die Begrüßung war sehr warm.  
Im Anfang redeten alle vier zugleich. Dann wurde die Sache  
allmählich ruhiger. Man vertrat eine angenehme Zwi-  
schunde und die beiden Frauen blieben, als sich die Männer  
miteinander entfernten hatten, wieder wie gestern beim Kaffee  
beifammen.

„Denken Sie sich nur!“ rief da Frau Anax, kaum daß die  
Herren die Türe geschlossen hatten.  
„Es ist nicht zu glauben!“ rief betnahe gleichzeitig Frau  
Nettig und sagte sie an der Hand.

„Ihr Mann ist...“ stützten dann beide gleichzeitig  
erstickend, bejähmt, erstickt.

„Ist so etwas schon dagewesen?“ sagte Frau Anax und  
mußte sich legen. „Ihr Mann ist mein früherer Schwarm.“  
„Und der Ihre der meine!“ ergänzte Frau Nettig und  
setzte sich neben sie.

Beide schwiegen eine Minute und wußten nicht, wie über  
das Beisichliche ihrer Eröffnung hindüberkommen.  
Endlich wagte Frau Nettig sich zu fragen: „Dann  
wäre es natürlich mit dem Einzug nicht werden können?  
Wie Ihre alten Seelenqualen würden wiederkommen? Am

Ende würde Ihre Ehe gerettet werden? Nein, das kann  
ich nicht auf mich nehmen.“

„Aber —“ sagte Frau Anax — „das gleiche muß ich doch  
bei Ihnen befragen. Nein, ich kann es Ihnen wahrhaftig  
nicht zumuten, so gern ich Sie bei mir sehen würde.“  
Wieder kam eine höhere Pause.

Da sagte Frau Nettig schüchtern: „Was mich betrifft, Hebe  
Frau Anax, muß ich Ihnen allerdings, wenn es Sie nicht  
beleidigt, gestehen...“

„Ich“ seufzte Frau Anax. „Ich hätte Ihnen ja auch etwas  
zu befehlen...“

„Ihr Mann —“ sammelte Frau Nettig — „gesteht mir  
heute gar nicht mehr. Ich weiß nicht, wo ich damals meine  
Augen gehabt habe.“

„Da ist mir mein Theodor doch schon tausendmal lieber,  
offen gestanden, als Ihr Eduard!“ plägte Frau Anax heraus.  
„Können sich Gefühle so verändern?“

Sie schaute: einander an, lachten mit dem ganzen Gesicht,  
jubilten und stießen sich lachend um den Hals.  
„Gott sei Dank!“ rief dann Frau Anax. „Jetzt bin ich erst  
wirklich glücklich. Mein ganzer Seelenstolz ist vorüber.  
Nur mein Leben liegt tief im Schatten mehr.“

„Wir ist der schwarze Stein vom Herzen,“ sagte Frau  
Nettig hinzu. „Nein, ich habe nichts mehr, was ich bedauern  
würde.“

„Ich“ seufzte die beide Hand in Hand vergnügt und ge-  
schäftig zugleich. „Da können wir ja ruhig beisammen wohnen.  
Gott sei Dank!“

Die Herren hatten sich keine ähnlichen vertraulichen Mit-  
teilungen gemacht. Männer sind in dieser Richtung un-  
erschütterlich. Aber von ihnen für sich allein aber hätte aller-  
hand Berichtigungen und peinliche Empfindungen. Wie über-  
rascht waren sie aber, als sie ihre Frauen abends zu ver-  
gnügt und glücklich wieder fanden! Die Abnungslust! dachte  
sich jeder mit stiller Bedauern. Der Abnungslust! dachte  
sich mit stiller Bedauern auch jeder der Frauen. Aber alle  
vier waren jetzt frohlich und gute Dinge. Die Wohnungs-  
miete hatte einmal ausnahmsweise vier Menschen zufrieden  
und zwei davon überglücklich gemacht.

### Tanagra-Theater.

Randbemerkungen zur Zeitgeschichte.  
Von Fritz Franke-Halle.

Vorzüglich hat das Tanagra-Theater in Halle, wohl wegen  
ungünstigen Besuchs, Abschied genommen. Tanagra ist un-  
erfüllt, klingt gut, und was es bedeutet, kann man im Konver-  
sationslexikon nachlesen. Was aber ist das Tanagra-Theater?  
Eine Schauspieler lebenden Meister Vorjellens: wirklich  
lebende Menschen tanzen und schreiben hinter der Bühne;  
die Bild wird in einem parabolischen Spiegel gefangen,  
durch ihn verleinert, und dieses Kleinbild wird durch eine  
Zusammenstellung von ebenen Spiegeln in den Schabkühnen-  
räumen gezeigt. In dem es sichtbar wird; jeder Zuschauer  
kann diesen Vorgang in einzelnen genauer erläutern.

Die Wirkung ist entzückend, nichtig, allerhöchste — die  
sprechen sogar von Kunst. Sie bewältigt es sich damit? Oben-  
hin betörend; könnte man sagen: Da sich die geistlichen  
Steinmenschen genau so bewegen und ausdrücken wie die  
gleichzeitig tanzen den lebenden Künstler, so muß das, was  
die Bühnen tun, in demselben Sinne Kunst sein, wie  
es die Leistung der Künstler ist. Dem ist aber nicht so. Durch  
die starke Verleinering fallen gerade die Feinheiten des  
Wienens- und Bewegungsspiels, gerade jener ganze persön-  
lichen Lebensdruck der Richtschnur nach dem durch  
das Auge anheim, und damit werden sie auch nicht mehr  
aus Bewußtsein weitergeleitet. Gerade jenes sich im Feinsten  
übertragende Wesen geistigen Ursprungs wird zerstört durch  
einen mechanischen Vorgang, durch die Unvollständigkeit des  
Spiegelsystems. Menschen, die künstlerisch etwas zu geben  
haben, werden künstlich so weit verleinert, daß ihre Kunst  
zur Leistung wird, daß der ganze Ausdruck der geistlichen  
Bewegenswerte künstlich der Liebertragbarkeit entzogen wird.  
Das hat mit dem Wesen woher Kunst nur noch das Andere  
Klein gemein, es ist entgegriffen, entziffert, tote Kräfte die  
lebend sich bewegt; zerhackte, mechanisierte „Kunst“, ist  
Kunst und geht in die Reihe: Barocke, Kunst, Kultur-  
Wahler-Wahler-Kunst u. a. m. Es ist eine reizende Spi-  
lerei für kleine und große Kinder. Nur insoweit hat sie eine  
Berechtigung.

Es bliebe nun etwa als Kulturfrage noch die Um-  
kehrung ins Gegenteil: das American Opern-Theater.

